

Dynamische Psychologie

Von Joseph Fröbes S. J.

Die heutige Psychologie hat in den letzten fünfzig Jahren eine fast unübersehbare Fülle von neuem Material gesammelt, einen Teil davon auch schon in gut bewiesenen Gesetzen oder Theorien vereinigt. Trotzdem war der praktische Wert dieser neuen Erkenntnisse für die Wissenschaften, welche auf psychologische Tatsachen angewiesen sind, nicht entfernt so groß, als man hoffen konnte. Die neue Wissenschaft ging eben naturgemäß auf die Elemente, auf das niedere sinnliche Leben. Man verlangt aber gerade Antworten über die höchsten Seiten des menschlichen Seelenlebens, die ja für seine schließliche Tätigkeit entscheiden. Der Moralist fragt nach den Kriterien der Verantwortlichkeit, ihrem Werdegang, ihren Grenzen. Die Richter, die Historiker, die Psychiater, die Pädagogen fangen mit den Bestimmungen der Unterschiedsempfindlichkeit oder der Assoziationsstärke oder der Großhirnlokalisation wenig an. Was sie suchen, ist eine tiefere und sichere Belehrung über die wahren Triebkräfte der menschlichen Handlungen, über die Entstehung und Wirksamkeit der Lebenspläne, kurz über das ganze höhere Gefühls- und Willensleben.

In Ermangelung fachmännischer Führung suchten sich deshalb die Praktiker selber zu helfen. Daher das uralte Interesse an der meist nur literarischen Behandlung der Temperamente, der Charaktere, an der Lebensphilosophie. Die Juristen entwarfen mitunter eigene Kriminalpsychologien. Vor allem war den Psychiatern als Maßstab zur Beurteilung des kranken Seelenlebens eine genauere Kenntnis des gesunden gerade in seinen feinsten und höchsten Leistungen unentbehrlich. Sie waren deshalb genötigt, eine Psychologie für Ärzte zu schaffen. Manche dieser Psychologien enthalten Vorzügliches, wofür ihnen die Fachpsychologie dankbar sein muß; ich erinnere nur an Namen wie Jaspers und Kretschmer. Immerhin betrachten sie selbst ihre Arbeit als einen Notbehelf, der die fachmännische Behandlung des gleichen Themas um so mehr herausfordert.

Keiner dieser psychiatrischen Versuche hat eine so nachhaltige Wirkung gehabt als die Psychoanalyse, in Widerspruch wie begeisterter Anhängerschaft. Der englische Psychologe W. Mc Dougall, zugleich praktischer Psychopathologe und durchaus kein Freudianer, meint sogar, Freud habe für die Psychologie mehr geleistet als irgend ein Forscher seit Aristoteles. Gewiß ist es nicht schwer, in diesem merkwürdigen, sich beständig verändernden System Widersprüche, phantastische Übertreibungen, unerlaubte Verallgemeinerungen in Menge nachzuweisen. Und doch hat jeder Kenner den Eindruck, hier liege mehr vor, als die siegreiche Kritik ahnen läßt. Diese Lehre beansprucht eben, das zu sein, was wir suchen, eine wahre Tiefenpsychologie, die Antwort auf die Frage nach den wirklichen Triebkräften der menschlichen Seele. Unsere Aufgabe soll es hier nicht sein, den Wert der Freud'schen Lehre festzustellen, sondern dem Problem selbst nachzugehen, zu sehen, was heute bekannt ist über die Psychologie der Motive und treibenden Kräfte des menschlichen Handelns. Woodworth nannte diesen Teil der Seelenlehre, die Psychologie des menschlichen Gefühls- und Willenslebens, wohl zuerst „dynamische Psychologie“. Neuestens hat Moore das Wort aufgegriffen für sein gleichnamiges Werk, mit dem wir uns gleich zu beschäftigen haben. Derselbe Name würde auch am Platz sein als Zusammenfassung der beiden „Outlines“ von Mc Dougall. Über das Ziel und die bisherigen Erfolge auf dem Gebiet der dynamischen Psychologie wird uns am besten eine Übersicht über die genannten drei englischen Werke unterrichten.

I.

Th. V. Moore, Benediktiner, war lange Professor der Psychologie an der Catholic University of America (Washington) und Leiter einer psychopathologischen Klinik. Seine „Dynamic Psychology“¹ behandelt aus dem Gesamtgebiet der Psychologie nur die beiden Abschnitte des Gefühls- und Willenslebens; mithin die ganze Entwicklung und Erziehung der so wichtigen Gefühle, der Triebe, Instinkte und vor allem des Willens.

¹ Dom Thomas Verner Moore, Dynamic Psychology. 8° (VIII u. 444 S.). London 1924, Lippincott.

Zuerst wird der Gegensatz von bewußt und unbewußt erörtert. Verfasser nennt Unterbewußtsein, was sonst Randbewußtsein oder die Gegend des nicht Beachteten genannt wird. Der wichtige Begriff „Komplex“ wird definiert: ein emotional gefärbter Vorfall, der vergessen ist, aber zur Tätigkeit angeregt wird, ohne daß man sich der wahren Ursache bewußt ist. Daß Komplexe bei ihrem Aufdecken wirkungslos werden, wird so erklärt: man findet eben dann, daß das wertlose Motiv das subjektive krankhafte Verhalten nicht rechtfertigt, und gibt es deshalb auf. — Wenn hier als sehr wahrscheinlich vertreten wird, daß völlig unbewußte Prozesse das Rechnen und ähnliche intellektuelle Tätigkeiten ausführen, so kann ich dieser Ansicht nicht folgen, wie ich anderswo weitläufig begründet habe (Exp. Psych. VII 2, § 5). Für das Verständnis des Traumlebens findet Moore viele Gedanken Freuds berechtigt; nur tadelt er seine Verallgemeinerungen und seine Lehre von der Zensur. Ich möchte es freilich auch übertrieben nennen, daß der Traum vom Tod eines Angehörigen als latenter Wunsch gedeutet wird. Das Ausmalen einer Situation, von der viel abhängt, wie es auch in der Tagesträumerei nicht selten vorkommt, ist noch kein Wunsch. Moore nennt als Methoden zur Erforschung des Unbewußten oder der Komplexe: die Traumdeutung im Sinne Freuds; die freie Assoziation; die Methode Jungs; die galvanopsychische Reaktion; die Erinnerung in der Hypnose.

Der lange vierte Teil (120 Seiten) enthält die Hauptleistung des Buches, die Besprechung der treibenden Kräfte der menschlichen Natur und ihrer Anpassung. Die den Menschen und Tieren gemeinsamen Triebe und Instinkte finden die übliche Darstellung. Beispiele sind der Bewegungstrieb, der Spieltrieb, die Neugierde, die auch noch Erwachsene Stunden ausfüllen läßt. Der gehemmte Trieb führt zur Begierde (desire). — Wenn Moore in dem Bedürfnis zur Unterwerfung fast nur Trägheit oder Verkleidung des sexuellen Triebes sieht, so wird er bei den Soziologen dafür wenig Beifall finden; die begeisterte Unterordnung unter den fähigen Führer gilt ja als eine Grundlage der Gesellschaft. Unter den intellektuellen Begierden wird die nach dem Aufbau eines Lebensplanes in den Vorder-

grund gerückt; es ist damit nichts Außerordentliches gemeint. Für viele ist die Begründung der Familie ein solches befriedigendes Lebensziel. Immer muß eine Hierarchie der Begierden nach ihrem relativen Wert begründet werden.

Die Entwicklung des Willenslebens ist die Geschichte der inneren Konflikte. Beim kleinen Kind ist der Kampf noch rein äußerlich; seine Triebe werden nicht in allem erfüllt. Sobald sein Verständnis für Beispiel und Erklärung beginnt, kommen innere Konflikte zwischen den egoistischen Trieben und den Idealen hinzu. Die Liebe zu den Eltern, die Furcht vor Strafe sind erste Motive. Die moralischen Begriffe werden erworben. Der noch schwache Wille lernt die Triebe allmählich beherrschen. In der Pubertätszeit nehmen die Triebe eine neue Wendung; das Interesse erfaßt nunmehr die höchsten Gebiete menschlicher Tätigkeiten.

Mit den Worten *Psychotaxis* und *Parataxis* schafft sich Verfasser zwei wichtige Begriffe. Es sind die Lösungsversuche, normale (*Psychotaxen*) und pathologische (*Parataxen*), durch die sich der Mensch bei Konflikten den Umständen emotional anpaßt. So mag Romanlesen für manchen eine *Psychotaxe* sein; sie entschädigt für Vergnügen, die man nicht in Wirklichkeit genießen könnte, es ist eine Kompensation. *Sublimation* (in einer Bedeutung, die von derjenigen Freuds freilich abweicht) ist die Entschädigung durch einen Akt höherer Art, wie soziale, wissenschaftliche, religiöse Betätigung. Zu den *Parataxen* gehören besonders die hysterischen Symptome, z. B. das Zittern, das oft in kürzester Zeit geheilt werden kann.

Nach dieser Einführung werden die großen *Parataxen* der Niedergeschlagenheit, der Angst, der Verteidigung besprochen. Niedergeschlagenheit nach einem Verlust ist normal und nützlich. In der anomalen *Parataxe* zeigt sie aber Neigung, bleibend zu werden. Das Extrem ist die Geisteskrankheit der Depression. Das krankhaft übertriebene Verhalten kann, wie die Erfahrungen des Verfassers zeigen, durch Zureden, durch Aufweisen eines vernünftigen Lebensplanes vollkommen überwunden werden.

Auch die Angst wird zur *Parataxe*, wenn sie dazu führt, überall Argwohn gegen sich zu sehen. In der Skrupulosität,

dem Verlangen, die Sünden immer wieder zu beichten, sieht Verfasser häufig einen Trieb zum Exhibitionismus, was wohl mehr für die sog. „Beichtteufel“ am Platz sein mag. Die im Krieg nicht seltene Angstneurose entwickelt sich allmählich in dem Kampf zwischen der nicht klar bewußten Furcht vor dem Tod und der Furcht vor Verachtung. Für die Heilung ist wichtig, die Ursache der Angst zu durchschauen, was bei frischen Fällen schon genügen kann. Immer muß das Dilemma des Konfliktes gelöst werden: die eine Seite muß gewählt, die andere ehrlich aufgegeben oder ersetzt werden.

Der Trieb der Verteidigung lehrt, Unangenehmes zu vermeiden. Nach Freud ist das Vergessen häufig eine Verteidigungsreaktion gegen eine unangenehme Erinnerung. Rastlose Tätigkeit mag eine Verteidigung gegen Sorgen sein. Eine bekannte Verteidigung gegen äußere Zumutungen ist häufig der Negativismus. Beim Kind ist es normal, gegen einen Befehl widerspenstig zu sein. Wenn der Negativismus übermäßig andauert, hat man eine Parataxe der Verteidigung. In einem eigenen Fall machten die Erscheinungen ganz den Eindruck einer Schizophrenie, und doch wurden sie durch Überredung völlig behoben. Eine andere bekannte Verteidigung ist es, sich unfähig zu machen entweder für die Arbeit im allgemeinen oder für eine bestimmte Arbeit, was wieder bei kleinen Kindern als normale Abwehr betrachtet werden kann. Beim Erwachsenen entsteht dann die traumatische Neurose. Auch die Kompensation eines Verlustes ist Parataxe zu nennen, wenn der Ersatz den Geist von gesunder Tätigkeit abzieht, zu Müßiggang verleitet. Der Ersatz durch höhere Tätigkeit setzt voraus, daß der Mensch zu höherem als sinnlichem Genuß fähig ist.

Teil 5 erörtert die praktischen Anwendungen der Lehren in der Psychotherapie. Die Besprechung der Systeme von Freud, Adler, Jung usw. hebt überall das Wertvolle heraus. Bei Freud ist es neben seiner Traumdeutung, die in irgend einer Form von allen folgenden Forschern übernommene Psychoanalyse, d. h. die Technik, wie man den krankmachenden Komplex aufsucht; bisweilen genügte die Aufdeckung des Tatbestandes allein zur Heilung. Freilich ist das nicht die Regel,

besonders wenn die Lebenslage eine unmögliche war. Ferner vernachlässigt das System den Neuaufbau. Jung hat als wertvollstes beigetragen die energische Behandlung des Kranken, die den Komplex wieder unter die Herrschaft des Willens zu bringen sucht, kurz die Synthese als Ergänzung der schon von Freud gefundenen Analyse. Adler behandelt die Fälle richtig, in denen eine angeborene Minderwertigkeit den Grund zu einem verfehlten Lebensplan bildet; überhaupt ist seine Betonung des Lebensplanes verdienstvoll. — Moore verbindet diese Einzelglieder je nach der Krankheit. Handelt es sich, wie bei den Kriegsneurosen oft, um ein einzelnes Symptom, wie Zittern, psychogene Blindheit oder Stimmlosigkeit, so ist oft in kürzester Zeit die Störung durch Überredung zu überwinden, indem man zunächst durch geschickte Behandlung die Symptome für gewisse Fälle zum Verschwinden bringt. Im ganzen ist die Gewinnung des richtigen Verständnisses, der Aufbau eines richtigeren Lebensplanes zu erstreben.

Den Abschnitt über allgemeinere philosophische Lehren (Willen, Substantialität usw.) übergehen wir. Kommen wir auf die Grundfragen des Buches zurück, so ist hier sicher viel geschehen, um die entscheidende Rolle des Gefühlslebens für die Lebensgestaltung klarzulegen. Was sind eigentlich die behandelten Psycho- und Parataxen in gewöhnlicher Sprachweise? In manchen klaren Fällen handelt es sich einfach um Maximen des Lebens, um Pläne für Handlungen unter bestimmten Anlässen. So wird etwa bei der Sublimation ein falsches Ziel geopfert, ein wertvolleres zum wirklichen Lebensziel gemacht. Die wertloseren Parataxen, die pathologischen Komplexe sind fehlerhafte Handlungspläne, z. B. ein schwächliches Ausweichen gegenüber den Schwierigkeiten. Was uns hier interessiert, sind aber nicht die verbrecherischen Gesinnungen, die leicht verständlich sind, sondern die sonderbaren unbewußt wirkenden Ursachen unbegreiflicher Handlungsweisen. Das Bewußtsein der Gründe ist vielleicht bloß in einem Stadium blinder Leidenschaft vorhanden gewesen, so daß nachher die wahre Ursache unbekannt ist. Es bleibt aus unbekanntem Grund ein heftiger Drang, der durch seine zwangsmäßige Wiederholung das Leben unerträglich macht. Die

Psycho- und Parataxen fallen mehr oder weniger zusammen mit den „Sentiments“; damit bezeichnen Shand und Mc Dougall die umfassenderen Motive vieler Handlungen, wie die Liebe zur Wissenschaft, zum Reichtum, die nach Umständen zu verschiedenartigen Handlungen treiben; aber auch kleinere, die mehr oder weniger instinktive Triebe zu einem einzigen Ziel vereinigen. Sehr aner kennenswert ist, daß Moore mit Erfolg versucht, aus den Lehren der Psychoanalytiker möglichst alles Brauchbare herauszuziehen. Daß ein Philosoph und Nervenarzt nach langer theoretischer und praktischer Arbeit diese Sichtung unternimmt, gibt eine größere Gewähr, der Wahrheit näher gekommen zu sein.

II.

Der hervorragende englische Psychologe William McDougall, gegenwärtig Professor an der Harvard-Universität, bezeichnet selbst seinen „Outline of psychology“¹ als ein psychologisches Lehrbuch, das Anfängern die Grundlinien bieten soll, die die ganze Seelenerklärung durchziehen. Deshalb fehlen die Traktate der niederen experimentellen Psychologie fast ganz, die Lehre der Empfindungen, der Wahrnehmungen, des Gedächtnisses, der Großhirnlokalisationen. Es ist im wesentlichen eine dynamische Psychologie, eine Psychologie des Gefühls- und Willenslebens, im ausgesprochenen Gegensatz zur mechanistischen eine teleologische Psychologie oder, wie er sagt, eine „hormische“, eine zwecksetzende (purposive). Die Bemerkung, daß die mechanistische Psychologie von Deutschland nach Amerika kam, ist in gewissem Grad richtig, aber doch nur die halbe Wahrheit; nach Deutschland kam sie von England, wie Verfasser selbst später weitläufig ausführt. Scharf verwerfend ist sein Urteil über die gegenwärtige Modepsychologie des Behaviorismus („a most misshapen and beggarly dwarf, which just now is rampant in this country“).

Ein großer Teil des Buches ist der instinktiven Grundlage des menschlichen Lebens gewidmet. Schon bei den niedrigsten Tieren besteht spontane Bewegung. Besonders klar gehen aber die Instinkt-

¹ William McDougall, An outline of psychology. 8° (XVI u. 456 S.). London 1923, Methuen. 12 shill. (unterdessen in 3. Auflage erschienen).

tätigkeiten der höheren Gattungen über die Reflexe hinaus. Das Nach-Hause-finden der Insekten setzt notwendig ein topographisches Bild der Umgebung voraus. Einzelerklärungen fügen zu den wertvollen Berichten Fabres noch manche Verbesserungen. Der Instinkt wirkt immer mit Anpassung an die wahrgenommenen Objekte zusammen. Wenn McDougall das letztere Intelligenz nennt, so ist eine solche Redeweise gewiß heute recht verbreitet, aber sie bleibt mißverständlich und auch sachlich irreführend, wie sich noch zeigen wird. Der Instinkt wird definiert als Disposition, die für bestimmte Wahrnehmungen interessiert, Gefühls- und Strebetriebe weckt, die zu einer nützlichen Tätigkeit in Bezug auf das Objekt führen.

Ein großes Kapitel faßt die einzelnen Instinkte bei den höheren Tieren und im Menschen zusammen: den Eltern-(Schutz-)instinkt, Kampfinstinkt, Instinkt für Neugierde, für Nahrungssuche, für Abscheu, für Flucht, Herdeninstinkt, die primitive Sympathie, die Selbstbehauptung oder -unterwerfung, den Paarunginstinkt, Erwerbsinstinkt, Bauinstinkt, Instinkt um Hilfe zu rufen, nebst noch einigen kleineren Instinkten. Für die instinktive Tätigkeit des Lachens entwickelt McDougall eine eigene Theorie: auf leichtere Gelegenheiten der Mißstimmung (eben das Lächerliche) reagiert ein Instinkt mit der Lachbewegung, die nun erst Lust erregt, und so das Gefühlsniveau wieder hebt. Unser Mitgefühl würde uns sonst in tausend kleinen Gelegenheiten schädliche Mißstimmung bringen. Aus der Lust folge nicht, wie man bisher annahm, das (häßliche) Lachen, sondern das (schöne) Lächeln. Indessen scheint die Annahme recht willkürlich, daß häßliches Lachen Lust erzeuge. Viel einfacher ist die gewöhnliche Darstellung, daß man im Bemerken des Lächerlichen, besonders bei einem andern, etwas Angenehmes sehe, etwa die eigene Überlegenheit; diese Lust zieht dann die Ausdrucksbewegung der Freude, sei es das schwächere Lächeln oder das stärkere Lachen nach sich.

Gegenüber der gewöhnlichen Ansicht erkennt McDougall keinen eigenen Spielinstinkt an, ebenso keinen Nachahmungsinstinkt. Beim Spiel handle es sich bloß um Freude an der ziellosen Bewegungsleistung. Die eigentliche Nachahmung, das wirkliche Nachahmen der gesehenen Bewegung ist bei Tieren äußerst selten. Auch bewirkt schon wegen des Herdentriebes das Sehen eines erwünschten Gutes, daß bei den andern die gleiche Bewegung erfolgt.

Eine Grundlehre des Verfassers ist es, daß beim Menschen keine seelische Tätigkeit vorkommt, die nicht auch beim Tier, wenn auch unvollkommener, sich findet. Der Übergang besteht darin, daß der primitive Mensch schon in der Vorstellung Pläne entwirft, nicht erst bei der Gegenwart des Triebobjektes. Ein Tier mit lebhafteren Vorstellungen werde sich die Rache am Feinde schon auf lange Sicht überlegen und alle zweckmäßigen

Einzelheiten sich vornehmen; bei einer unerwartet günstigen Erfahrung werde der Primitive ein religiöses Gefühl gegen die Macht fühlen, der er das verdanke, ihr Opfer bringen usw. Natürlich übersieht diese Konstruktion, daß im absichtlichen Entwurf von Plänen außerhalb der Gelegenheit zur Ausführung schon die Erkenntnis recht abstrakter Beziehungen steckt, wie der Beziehung des Mittels zum Zweck; ferner die freie Beherrschung des Gedankengangs in der Überlegung von weitreichenden Vorsätzen.

Weiter ist nach McDougall keine andere Triebkraft anzunehmen, als die des Instinktes. Wenn bisweilen Tugenden, wie Mut oder Wohlwollen, als Ursachen einer guten Handlung angerufen werden, so habe man damit nicht die Handlung erklärt; die Erklärung liege immer in einem beteiligten Instinkt, sei es der Liebe oder des Besitzes. — Aber das Streben nach Ruhm oder Reichtum oder Wissenschaft, die Erfüllung eines sittlichen oder religiösen Entschlusses ist nicht dadurch auf einen Instinkt zurückgeführt, daß man im Ruhm eine Ähnlichkeit mit Selbstbehauptung sieht. Da ist nur der gleiche Gattungsbegriff. Kein tierischer Instinkt geht auf Ruhm. Liebe zur Wissenschaft ist etwas anders als Neugierde. Seine Neugierde befriedigt, wer beständig Zeitungen liest oder Schau-läden betrachtet; nicht, wer das System der Wahrheiten mühsam zu erkennen und zu erweitern strebt, wem die Vertiefung seines Wissens ein Ideal ist. Das sind höhere Ziele, nicht sinnliche Instinkte, deren das Tier allein fähig ist.

Die folgenden Kapitel über die intellektuellen Leistungen (Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Phantasietätigkeit, Glaube, Begriffserwerbung, Schließen) stehen trotz wertvoller Einzelheiten nicht auf der Höhe des übrigen Buches. Recht gut wird die „Bedeutung“ den Vorstellungen gegenübergestellt. Beim Bestreben, den Übergang zur Tierwelt unwesentlich erscheinen zu lassen, werden schon in jeder Wahrnehmung allgemeine Elemente gefunden, da ja eher die Spezies, als das Individuum in seiner Eigenart erkannt wird; freilich denke nur der Begriff das Allgemeine als solches. Bekanntlich ist aber gerade das letztere allein die Eigenart des wahren menschlichen Denkens. — Die Aufmerksamkeit wird ganz von der Seite des Strebens genommen, was man gewöhnlich eher die Ursache der Aufmerksamkeit nennt. Gut wird durchgeführt, wie in allen Bedingungen der Aufmerksamkeit die Instinkte mitwirken; besser spricht man hier

wohl von Interessen und schließt auch die höheren mit ein. Wenn im Anschluß an Bergson die physiologisch zu erklärende Gewohnheit und das nur psychisch erklärbare Gedächtnis einander gegenübergestellt werden, so ist der Gegensatz des mechanischen und logischen Gedächtnisses damit gut bezeichnet, ebenso das Ungenügen der physiologischen Theorien zur Erklärung des letzteren. Eine genauere Untersuchung würde allerdings zeigen, daß nicht einmal für das mechanische Lernen mit physiologischen Spuren auszukommen ist.

Um gleich die späteren Kapitel über intellektuelle Tätigkeiten anzuschließen, so mutet die Auffassung des Glaubens (Urteils) und Zweifels als abgeleiteter Affekte sicher sonderbar an, trotz des Hinweises auf die Ähnlichkeit mit Hoffnung und Angst. Zwar wird das intellektuelle Element des Urteils nicht geleugnet, sondern nur die wesentliche Rolle des Strebens betont, da man ohne Interesse zu keiner Überzeugung überginge(?). In Wirklichkeit beweist das bloß, daß das Urteil im allgemeinen vom Willen abhängt, darin eine Teilursache hat, aber nicht, daß es selbst ein Wollen ist. — Für die Bildung des Wissens erweisen sich Unterscheidung und Verbindung als grundlegend. Die Behandlung der Induktion und Deduktion wird den Logiker wenig befriedigen. Beide sollen nämlich nichts enthalten, was nicht auch in der niederen Seelentätigkeit vorkomme. Offenbar wird dabei an die Abstraktionen, die Beziehungserkenntnisse nicht gedacht. Bei der Deduktion hören wir gar, daß außer der Mathematik allgemeine Wahrheiten nie genau gültig, sondern immer nur Arbeitshypothesen(!) seien.

Mit der Unterscheidung der Klassen der Affekte (emotions) kommt McDougall wieder auf sein Hauptthema. Im gewöhnlichen Affekt ist die Rolle des Strebens wichtig; die Ausdrucksbewegungen sind wesentliche Glieder für den Instinkt. Primäre Affekte sind die in den (etwa 14) Instinkten eingeschlossenen Gefühlskomplexe. Hierzu ist öfter eingewendet worden, es bestehe keine Notwendigkeit, daß jeder neuen Triebleistung auch ein spezifisch verschiedenes Gefühl entspreche. Das gilt ja auch nicht für die ebenfalls eingeschlossenen Erkenntnisse, die nicht spezifisch verschieden sind, sondern nur verschiedene Objekte und Situationen betreffen. — Weiter entstehen durch Verschmelzung der primären Affekte miteinander die sekundären, wie Bewunderung, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Vorwurf. Eine dritte Gruppe endlich machen die abgeleiteten Affekte (derived emotions) aus, wie Freude, Kummer, Erstaunen, Bedauern, Hoffnung, Angst. Diese Affekte sind nicht mit einem einzelnen Instinkt verbunden, sondern können sich an jeden

beliebigen Trieb wegen der Umstände seiner Erfüllung knüpfen. So wird das Nahrungsbegehren (wie jedes andere) bei leichter Erfüllung mit Vertrauen verbunden, bei Schwierigkeiten mit Hoffnung oder Angst. Zurückblickende Affekte des Begehrens sind Bedauern, Gewissensbisse, Kummer. Bei der Hoffnung stammt die Energie vom Begehren, also vom Instinkt, und wird nur durch die angenehme Vorausnahme des Erfolges verstärkt. Immerhin wird damit schon zugegeben, daß auch der Lust eine Steigerung der Energie zuzuschreiben ist. In andern Fällen, etwa Alkoholismus, ist aber auch das nicht wohl zu leugnen, daß die Lust das Hauptmotiv und nicht eine bloße Färbung des Nahrungstriebes ist. — Die große Verwirrung der gewöhnlichen Affektlehre sieht Verfasser darin begründet, daß im entwickelten Geist jeder Affekt auch Streben und Erkenntnis der Wahrscheinlichkeit des Erfolges einschließt, so daß die primären Affekte durch abgeleitete gefärbt werden. Die Gefühlsanlagen (wie Disposition, Temperament) bilden den angeborenen Teil der Persönlichkeit, die unter der Mitwirkung der Erfahrung den Charakter aufbaut.

Ein besonders wertvolles Kapitel behandelt die Sentiments oder Komplexe; man könnte sie deutsch etwa Gesinnungen oder Gemütshaltungen nennen. Gemeint sind die Systeme von Gefühlen und Strebungen betreffs eines bestimmten Objektes. Derart ist die Gesinnung des Hasses (das dazu angeführte politische Beispiel wäre besser unterblieben), der Furcht und Zorn einschließt; die Gesinnung der Liebe, der Verachtung oder Achtung, der Freundschaft usw. Das höchste Gebilde ist für Mc Dougall der „self-regard“, das Selbstgefühl. Die eigene Beobachtung des körperlichen und geistigen Ich, das Wahrnehmen der Wirkung auf die andern in Lob oder Tadel machen daraus im Lauf des Lebens ein System von großem Reichtum, das die Quelle der größten Schmerzen wie Freuden sein kann.

Die moralischen Gefühle sind Gesinnungen betreffs abstrakter Objekte wie der Gerechtigkeit oder der Grausamkeit; sie werden unter dem Einfluß der Umgebung gebildet. Wie kann der moralische Charakter so stark den niederen Instinkten widerstehen? Nach dem Verfasser liegt das nicht an einer jenseitigen Sanktion, sondern schließlich an der Selbstachtung,

der Begierde, das angenommene Ideal zu verwirklichen. Indessen daß die bloße Selbstachtung auch bei gewöhnlichen Menschen die Kraft habe, das ganze Leben zu beherrschen, sieht nicht sehr wahrscheinlich aus. Mc Dougall vertritt durchaus die Willensfreiheit; die Gegenbeweise aus der Kausalität seien sehr dunkel. Beachtet man freilich seine pessimistische Ansicht über die allgemeinen Wahrheiten, besonders die der Metaphysik, so ist das nicht ganz beruhigend. So wertvoll die Ausführungen über die Bildung der Sentiments sind, so macht das Endergebnis doch noch einen sehr vorläufigen Eindruck. Sicher muß hier die junge dynamische Psychologie noch sehr viel leisten.

Bei der ganzen Darstellung berührt besonders sympathisch die durchgängige finalistische Auffassung, das Beherrschen des Lebens durch Lebensziele, die vom Willen festgehalten werden. Verdienstlich ist gegenüber der sonst üblichen einseitig intellektualistischen Erklärung der lebhaften, bisweilen selbst etwas übertreibende Hinweis auf die Quellen des menschlichen Handelns in den angeborenen Trieben, worin der Zusammenhang mit der Tierwelt besonders hervortritt. Freilich kommt als Gegenposten die Würdigung der Verstandesleistung sicher zu kurz. Infolgedessen entgeht dem Verfasser die besondere Eigenart der Willenspsychologie gegenüber der tierischen Triebpsychologie. Das, wofür der Mensch sich einsetzen kann, wenn er am meisten Mensch ist, sind ja die höheren Werte, Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Religion. Von letzterer hören wir nichts. Die Sittlichkeit wird aufgelöst in ein Selbstgefühl oder Sentiment, dem die sittliche Grundlage eigentlich fehlt. Immerhin ist das Gesamtgebäude der hoffnungsvollen Anfang jener viel verlangten höheren Psychologie, die die psychologischen Rätsel lösen soll; der weitere Ausbau bleibt der Zukunft vorbehalten.

III.

Seinen „Outline of abnormal psychology“¹ nennt Mc Dougall den zweiten Teil der eben besprochenen Psychologie. Es ist als ganzes genommen ein hervorragendes Werk, wohl das

¹ William McDougall, An outline of abnormal psychology. 8° (XVI u. 572 S.). London 1926, Methuen. Geb. 15 shill.

tiefste, was ich bisher über Psychopathologie gelesen. Wie kein anderes versteht es, das Wertvolle aus der Lebensarbeit Freuds und anderer neuer Forscher herauszuschälen, um daraus brauchbare Erklärungen der psychogenen Störungen abzuleiten. Verfasser will nicht die organischen Geistesstörungen behandeln, sondern nur die funktionellen, die ihm allerdings, wie wir sehen werden, sehr weit gehen.

Die ersten Kapitel wenden sich den für die Theorie grundlegenden Erscheinungen des Traumlebens und der Hypnose zu. In der erfolgreichen Suggestion sieht er den Beweis dafür, daß eine Persönlichkeit abgespalten ist, die dem Arzt gehorcht; was das genau heißt, wird sich noch zeigen. Für die Erklärung der hypnotischen Erscheinungen wird gelegentlich eine physiologische Hypothese von körperlicher Dissoziation im Gehirn verwendet; indessen wird die Hauptsache im Instinkt der Unterwürfigkeit gesehen. Zur Theorie der Träume waren die Kriegserfahrungen von großem Wert. Die Schlachttäume bei Soldaten stellten sich ein, wenn die Nervenenergie nachzugeben begann. Die Vorschrift des Arztes, sie zu vergessen, nützte nichts; eher die Aufforderung, sie zu durchdenken und zu besprechen, statt sie wie bisher zu verdrängen. Bei eigenen Traumanalysen findet der Verfasser: Wo eine Deutung möglich war, lag ein verdrängter Affekt zu Grunde. Doch ist die allegorische Form des Schlafes nicht (wie Freud meint) eine List des Unbewußten, sondern einfach die kindliche Form des Denkens, die im Schlaf wiederkehrt. — Die Eigenschaften des Traumes sind übrigens angesichts der Freudschen Gedanken heute viel klarer geworden. Deshalb werden diese hier genau untersucht. In der Freudschen Psychologie wird das Zurückgehen auf die Instinkte, und deren Verbindung zu höheren Einheiten, den Komplexen, als richtig befunden. Seine frühere Annahme, daß alles Streben auf Lust ziele, hat Freud selbst neuestens aufgegeben. Ganz ungenügend dagegen bleibt, daß seine Tafel der Instinkte sich bloß auf den sexuellen und einen recht verschwommenen Ichtrieb beschränkt. Zum sexuellen Trieb werden ferner eine Menge Komponenten gerechnet, die in Wirklichkeit andere Triebe sind, wie Neugierde, Widerwillen, Selbstbehauptung. In der Traumdeutung Freuds sei

richtig, daß der Traum eine Tendenz zeigt, worin sich verdrängte Wünsche ausdrücken; ferner, daß wir darin in Bildern und Symbolen denken; es kommen wirklich sexuelle Bedeutungen vor, auch werden die Traumprozesse, wie die Verdichtung, richtig beschrieben. Falsch aber ist, daß fast alle Träume sexuelle Wünsche, und gar aus der ersten Kindheit, bedeuten, daß ferner das Unbewußte die Verkleidung des Trauminhaltes vornimmt, um das Ich zu täuschen und daraus Lust zu ziehen. Später gab übrigens Freud zu, daß es auch Furchträume gebe, die ebenso ursprünglich seien.

Mit Recht betont Mc Dougall hier die Tatsachen des Wachträumens, die Phantastereien, in denen alle Arten von Begierden auf ihre Rechnung kommen und das Kind sich für das entschädigt, was ihm das Leben nicht bietet. Dieser letzte Gedanke hat wohl noch größere Wichtigkeit, als hier angegeben wird. Eine klare Entscheidung über die Bedeutung des Traumes in allen Einzelheiten wird, wie mir scheint, erst aus einer genügend reichen Sammlung und Deutung solcher Wachträume erwachsen. Hier sind ja die Motive klarer zu durchschauen und die Prozesse verständlicher als in den ungenauen späteren Erinnerungen.

Das zweite Drittel des Buches behandelt die vielgestaltigen Elemente der Neurosen und ihre Erklärung. Die beiden Grunderscheinungen sollen sein die Verdrängung (besonders in der Neurasthenie) und die Dissoziation (bei Hysterie). Die Verdrängung ist das natürliche Mittel, mit inneren Kämpfen zwischen starken Instinkten oder Gesinnungen fertig zu werden. Eine bestimmte Furcht, deren man sich schämt, wird verdrängt und zu einem bleibenden Komplex, dessen dauernde Fernhaltung viel Energie verbraucht. Er wird durch jeden gleichen Affekt wieder angeregt und äußert sich dann in unerwarteten Tätigkeiten. Es wird einem etwa ein Freund bei einer Beförderung vorgezogen; man drängt den Neid zurück, gratuliert ihm aufrichtig; aber der verdrängte Affekt bleibt, äußert sich vielleicht in feindseligen Phantasien. Noch tiefer greift die Dissoziation. Da ist die peinliche Erinnerung auch nicht mehr im Randbewußtsein, sondern ganz aus dem normalen Bewußtsein verschwunden. Es besteht Amnesie für sie; aber körperliche Wirkungen des Erlebnisses bleiben zurück.

Folgen der Dissoziation sind eine Menge neurotischer Störungen: In den Automatismen werden verständige Bewegungen ausgeführt (Schreiben von Briefen, Wanderungen, Wiederdurchleben des peinlichen Vorfalles in hysterischen Anfällen), ohne daß das normale Bewußtsein etwas davon weiß, also nach McDougall von einer abgespaltenen gleichzeitigen Persönlichkeit. Eine unbestimmte Furcht kann Zittern oder andere Bewegungsstörungen bewirken, die erst durch Wiedererinnerung des Ursprungserlebnisses geheilt werden. Ein anderes sind symbolische Handlungen, wie das Waschen der Hand nach Vergehen; oder wenn ein Mädchen, das in Erwartung eines Heiratsantrages enttäuscht wurde, nachher rückwärts geht, wenn es vorwärts gehen will, als Symbol dafür, daß es im Leben nicht vorwärts komme. Bisweilen können die geistigen Leistungen bis auf die Kindheitsstufe zurückgehen („regression“), der Kranke zum Kinde werden, so daß er von neuem gehen und sprechen lernen muß, mit der Puppe spielt usw. Mit dem Ausfall der höheren geistigen Tätigkeiten beginnt die Erwerbung der Lebenstätigkeiten wieder von unten an. Auch die sinnlosen (Gewohnheits-)Bewegungen („tics“) weisen oft auf eine unbewußte geistige Tätigkeit, wie die Heilung beweist, nachdem die Ursache ihres Entstehens aufgedeckt worden ist.

Die grundlose Furcht vor Objekten (Phobie), vor Aufenthalt in engen Räumen oder davor, von hinten gepackt zu werden, geht bisweilen auf ein Kindheitserlebnis zurück, das damals durch starken Affekt oder Bewußtlosigkeit verdrängt wurde, aber genügend blieb, daß später ähnliche Objekte die Furcht immer wieder auslösen. Diese Furcht ist gewöhnlich mit dem Bewußtsein der Schuld verbunden, weshalb die Selbstliebe zur Verdrängung antreibt. Die phantastische Theorie Freuds, wonach nicht befriedigte sexuelle Liebe sich in frei schwebende Furcht „verwandle“, die sich dann an ein zufällig vorhandenes Objekt hefte, stimmt mit vielen Kriegserfahrungen nicht überein, wie auch Stekel nach dem Kriege zugab. — Bei den sexuellen Perversionen nimmt Verfasser nur in seltenen Fällen eine angeborene unnatürliche Neigung an. Das Gewöhnliche sei, daß die ersten sexuellen Erregungen zeitlich verbunden waren mit einem bestimmten Anblick oder einer bestimmten

Art Handlung (etwa Stehlen, zu dem man verleitet wurde), was dann später aus sexueller Erregung geschieht.

Wie andere Neuere unternimmt McDougall den Versuch, selbst in die großen Psychosen eine psychische Erklärung hineinzutragen. Bei der Paranoia war das ja schon lange anerkannt; da liegt die Entstehung der Überzeugungen durch positives oder negatives krankhaftes Selbstgefühl besonders nahe. Die Freudsche Erklärung aus homosexuellem Trieb trifft dagegen nur in seltenen Fällen zu. — Das manisch-depressive Irresein kann als Steigerung des normalen Stimmungswechsels gefaßt werden, indem das normale Gleichgewicht der affektiven Tendenzen fehlt. Während der Normale sich kritisch relativ zur Umwelt einstellt, sich nach Umständen erhebt oder beugt, wie er es aus der Erfahrung als passend gelernt hat, kann dieses Gleichgewicht entweder körperlich oder durch äußere Ursachen oder durch Fehlen der psychischen Harmonie zwischen den entgegengesetzten Selbstgefühlen gestört werden. Die große Energieausgabe ohne Ermüdung, die man beim Manischen beobachtet, wird daraus begreiflich, daß der sonst immer wirksame innere Kampf der kritischen Reflexion fehlt.

Der kühnste Versuch ist wohl der, auch für die Schizophrenie eine psychische Erklärung namhaft zu machen, wozu manche heilbare Kriegsfälle die Unterlagen gaben, und die Psychoanalytiker den Weg gewiesen hatten. Die Schizophrenie ist eine Art Traumzustand; der Kranke hat den Kontakt mit der Umwelt verloren. Zu einer einsiedlerischen Anlage muß noch der Egozentrismus, der Verlust des sympathischen Kontaktes, des normalen Rapportes mit den Menschen hinzukommen; die harmonische Entwicklung der Ichgefühle fehlt. Die Stimmung ist der des Trotzes vergleichbar; die Energie geht in den Phantasien der eigenen Leiden und eigenen Größe auf. Die Unfähigkeit zur Willensentscheidung führt zum Negativismus.

Selbst manche epileptische Anfälle scheinen psychogen zu sein; denn sie lassen sich auf Kindheitserlebnisse als Auslösung zurückführen und wurden durch deren Hervorziehung ins Bewußtsein geheilt.

In einer Gesamtabrechnung mit den Neurosetheorien Freuds werden die künstlichen Konstruktionen betont: der Oedipuskomplex, den Freud neuestens aufhebe, das unverständliche willkürliche Übergehen der Affekte ineinander (Liebe in Haß oder in Furcht). Die Heilungen beweisen nicht die Wahrheit der ganzen Lehre; sie lassen sich auf ihre vielen Wahrheits-elemente zurückführen, auf den innern Kampf, die Verdrängung, die unterbewußte Wirksamkeit verdrängter Strebungen, darauf, daß die Offenbarung des Ursprungs des Leidens eine heilende Wirkung hat. — Adlers Lehre ist eine Ergänzung der Freud-schen und erklärt manche Neurosen, ist aber ebensowenig all-gemein gültig. Eine besonders wertvolle Typenteilung, die wir Jung verdanken, ist die in Extrovertierte und Intro-vertierte (d. h. die im äußern Leben aufgehen oder aber sich nach innen zurückziehen). Es sind das Temperament-eigenschaften, angeboren, körperlich bedingt, auf die Gesamt-heit aller Affekte gehend. Durch Alkohol wird der Intro-vertierte geselliger, dem Extrovertierten nähergebracht. Diese Teilung nähert sich stark der in Deutschland mehr beachteten Teilung Kretschmers der Cycloiden und Schizoiden.

Die Behandlung der Heilmethoden hat hier weniger prak-tische Zwecke, ist vielmehr eine willkommene Kontrolle der theoretischen Anschauungen. Alle üblichen Methoden werden der Reihe nach gewürdigt. Die „Abreaktion“ verdrängter Ge-fühle hat nicht den mechanischen Sinn, den ihr Freud einst gab, als Entladung emotioneller Energie. Nicht das bloße Wiederdurchleben des früheren schrecklichen Ereignisses wirkt heilend (im Gegenteil steigert es als solches die Störung), son-dern der Umstand, daß die Absperrung der Erinnerung vom Bewußtsein gelöst wird, daß man sich nun mit ihm aktiv be-schäftigen, sich darüber durch Reflexion klar werden und er-heben kann. Im allgemeinen verlangt die Heilung, daß die Ursache des Leidens erkannt wird, und daß eine Neuanpas-sung eintritt. Die Erkenntnis kann auf viele Weisen, durch freie Assoziation, ungezwungene Unterhaltung, Hypnose usw. erzielt werden. Für das zweite, die Neueinstellung, helfen religiöse und moralische Überzeugung, Wiedererziehung, Willens-stärkung, kurz die Schaffung würdiger neuer Ziele mit ge-

nügend starken Motiven. McDougall nimmt eine gewisse Sublimation an, in dem Sinne, daß für die natürlichen Ziele höhere Ziele eingesetzt werden. Er schließt: „Ich bin kein Freudianer; aber ich glaube, daß Freud unermessliche Antriebe zur Reform der Psychologie gegeben und sie mit vielen wertvollen Begriffen bereichert hat.“

Die letzten Kapitel untersuchen etwas kürzer die längst bekannten Spaltungen der Persönlichkeit, um daran eine eigene Theorie zu knüpfen. Die Einheit der Persönlichkeit sieht der Verfasser darin, daß die Triebe und Sentiments in ein System gebracht und harmonisiert werden, am besten im Sentiment des Ichgefühls, in der Form der bewußten Hingabe an ein Charakterideal, das im Licht von Vernunft und Moral alle Neigungen beherrscht. Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, daß diese Gleichsetzung des Ichsentiments mit dem Ideal der Pflicht oder Religion nicht recht verständlich ist. Die Frage nach dem Grund der Einheit oder Mehrheit der Persönlichkeit beantwortet eine eigene Monadentheorie. Der Organismus besteht aus Monaden, deren oberste das Ich ist, während die niederen ihm untergeordnete Persönlichkeiten darstellen. Sind mehrere Persönlichkeiten da, so drängt die eine der anderen ihre Erkenntnisse oder Gefühle auf. Der Traum wird von den niederen Zentren ausgearbeitet, woher seine archaischen Eigenschaften kommen. In der Hypnose handeln die tiefen Monaden selbst, führen z. B. die posthypnotischen Suggestionen ohne Wissen des Ich aus; es besteht dann ein Kampf um die Herrschaft über die Glieder und Sinnesorgane. Die Hauptmonade hat zunächst nur das Gedächtnis für ihre eigenen Akte, für die der anderen Monaden nur, soweit ihr deren Akte telepathisch vermittelt, zu ihr hin reflektiert werden. — Man hat bisweilen der alten Fakultätentheorie vorgeworfen, sie verwandle die eine Seele in ein Kollegium von beratenden Personen, sie vergrößere den Begriff der Fähigkeiten. Nun, die gegenwärtige Monadentheorie tut dasselbe sicher in gesteigertem Maße. Sie nimmt den Schein der mehrfachen Persönlichkeiten ernst, macht aus dem Menschen eine bloße Gesellschaft von sinnlichen und denkenden Wesen, jedes mit eigenem Bewußtsein, einander höchstens mehr oder weniger fest untergeordnet; sie erklärt die Besessenheit durch fremde Geister in Permanenz. Und das alles, diese ganze Leugnung der normalen Unteilbarkeit des Ich, wegen der relativ wenigen pathologischen Tatsachen, wo scheinbar verschiedene strebende Wesen gegeneinander kämpfen. Sieht man indessen diesen Kampf etwas genauer an, so weist gerade er nicht auf eine Mehrheit handelnder Personen, sondern auf ein identisches Ich, das durch verschiedene Motive hin- und hergezogen wird.

Ein nicht unwichtiger Appendix gibt gegenüber den Übertreibungen der Psychoanalytiker eine reichliche positive Darstellung dessen, was der sexuelle Instinkt wirklich einschließt, und was nicht.

McDougall spricht am Schluß seines gewaltigen Werkes mit Recht die Überzeugung aus, die akademische Psychologie könne sich nicht länger gegen die Psychopathologie absperren, sondern müsse alle Formen neuerer Einsicht in die menschliche Natur sich aneignen. Wenn irgend eine, so hat die aristotelische Psychologie für diese so wünschenswerte Vereinigung Raum und Weitherzigkeit genug.